



André Kieserling

## Soziologen zwischen Terminologie, Jargon und Alltagssprache

I. Es scheint mir wenig hilfreich, die Probleme einer wissenschaftlichen Terminologie anhand von irritierenden Wörtern zu diskutieren. Auch das Unbehagen an dem, was man Jargon nennt, lässt sich auf dieser Ebene nur schwer präzisieren. Denn die Sprache einer Wissenschaft sondert sich nicht durch eigene Wörter, sondern durch eigene Begriffe von der Alltagssprache ab. Als Begriffe können aber auch die ganz normalen Wörter der

*Die Forderung nach einer leichter verständlichen Wissenschaftssprache versteht sich selber nicht ganz, wenn sie als Polemik gegen die Häufung von Neologismen und Fremdwörtern auftritt.*

Alltagssprache fungieren, und in der Soziologie gilt dies sogar für Grundbegriffe wie ›Gesellschaft‹, ›Handlung‹, ›Kommunikation‹. Dass es daneben immer auch Kunstwörter gibt, die das Verständnis der Laien schon als Wort (und nicht erst als Begriff) überfordern, sollte nicht davon ablenken, dass die sozialen Zumutungen einer wissenschaftlichen Sprache in den Begriffen liegen.

Sicher hat es seinen guten Grund, wenn der Laie sich bevorzugt über die Neologismen und Fremdwörter ärgert. Es sind die Wörter, die er nicht kennt, die ihm seine Exklusion aus den Zusammenhängen der wissenschaftlichen Kommunikation bewusst machen. Aber die Exklusion reicht weiter. Sie erstreckt sich auch auf solche Wörter, die ihm bekannt sind, denn auch zu deren begrifflichem Stellenwert ist ihm der Zugang verstellt: Für Nichtphilosophen ist Wittgenstein nicht weniger hermetisch als Adorno, auch wenn jener im Unterschied zu diesem die philosophischen Kunstwörter meidet. Die Forderung nach einer leichter verständlichen Wissenschaftssprache versteht sich daher selber nicht ganz, wenn sie als Polemik gegen die Häufung von Neologismen und Fremdwörtern auftritt.



*An einem übertriebenen Kunstwortkonsum der Soziologie liegt es nicht, wenn ihre Sprache als unverständlich gilt. Im Erfinden neuer Vokabeln ist diese Disziplin eher unproduktiv geblieben.*

Diese Vorüberlegung gilt für sehr verschiedene Wissenschaften. Sie bewährt sich aber vor allem an der Soziologie. Denn gegen die Gebildeten unter den Verächtern dieser Wissenschaft und ihrer Sprache muss man festhalten, dass es nur sehr wenige soziologische Kunstwörter gibt. Ich zitiere aus einem neueren soziologischen Lexikon: Gemeinschaft, Geschichte, Gewalt, Gruppen, Handlung, Herrschaft, Historizismus, Ideologien, Individualismus, Industriegesellschaft, Intellektuelle. Der Befund, den diese Liste nahe legt, ist ziemlich eindeutig: An einem übertriebenen Kunstwortkonsum der Soziologie liegt es nicht, wenn ihre Sprache als unverständlich gilt. Im Erfinden neuer Vokabeln ist diese Disziplin eher unproduktiv geblieben, und auch einen irgendwie bemerkenswerten Beitrag zum wissenschaftlichen Nachleben toter Sprachen kann man ihr schwerlich zurechnen. Die Soziologie bedient sich im Großen und Ganzen der jeweiligen Landessprache. Folglich müsste man an der Unterscheidung von Wörtern und Begriffen ansetzen, um dem terminologischen Charakter der soziologischen Fachsprache näher zu kommen.

II. In der neueren Ideengeschichte hat sich ein Konzept für den Austausch von Gegenbegriffen (»Antonym Substitution«) bewährt, das von Stephen Holmes eingeführt wurde. Zäsuren in der Geschichte eines Begriffes sind demnach häufig durch den Wechsel seines Gegenbegriffs gekennzeichnet. Während man das Wort für den alten Begriff festhält, ändert der neue Gegenbegriff den Sinn, der sich damit verbinden lässt. Man spricht schon nicht mehr über dasselbe, wenn man Natur von Zivilisation unterscheidet statt von Gnade oder von Technik, auch wenn die Identität eines Wortes wie »Natur« dazu beiträgt, diese Differenz zu unterschätzen und zu überspielen. Das Konzept erklärt so zugleich, warum Änderungen im Sinn von Begriffen, auch wichtige Änderungen, von den Zeitgenossen oft gar nicht bemerkt werden. Die Änderung kann sich relativ unbemerkt durchsetzen, und erst im Rückspiegel des Historikers erscheint sie als markante Zäsur. Mir scheint, dass der Begriff der »Antonym Substitution« nicht nur für historische Analysen geeignet ist, sondern auch dazu beitragen kann, das Verhältnis von

soziologischer Terminologie und Alltagssprache zu klären, und zwar in beiden Fällen: wenn die Soziologie ihre Begriffe in den Wörtern der Alltagssprache unterbringt und wenn sie diese um ihre eigenen Wörter bereichert.

Das Wort »sozial« ist ein gutes Beispiel dafür. In der Alltagssprache ist es mit moralischer Positivität verschmolzen. Formulierungen wie »soziale Marktwirtschaft« oder »soziale Hilfe«, »Sozialarbeit« oder »Sozialpolitik« zeigen an, dass eine besonders menschenfreundliche Komponente gemeint ist, die gleichsam von außen hinzutreten muss. Das setzt aber, soziologisch geredet, ein desozialisiertes Verständnis von Wirtschaft, Hilfe, Arbeit, Politik usw. voraus. Die immanente Sozialität all dieser Phänomene, und damit das Thema ihrer Soziologie, wird so gerade verfehlt. In der Alltagssprache unterscheidet man die sozialen Sachverhalte von den unsozialen. Sozial heißt dann so viel wie: nicht selbstbezogen, nicht egoistisch. In der Sprache der Soziologie unterscheidet man die sozialen eher von den psychischen oder organischen Sachverhalten, und sozial heißt eine Handlung oder eine Ordnung eben deshalb, weil sie die organischen oder psychischen Gegebenheiten überschreitet, denen sie ihre Entstehung verdankt. Man spricht dann auch von der Eigenlogik, der Emergenz oder schließlich der selbstreferenziellen Konstitution des sozialen Handelns. In der Alltagssprache können Massenentlassungen und Flugzeugentführungen, Vergewaltigungen und Konzentrationslager nicht gut als sozial bezeichnet werden. Im soziologischen Sprachgebrauch gibt es zu dieser Bezeichnung keine Alternative.

Man sieht schon an diesem einen, aber zentral gewählten Beispiel, dass die Vokabeln der Alltagssprache auf dem Weg in die Soziologie ihre moralischen Konnotationen abstreifen. Die Umkehrung dieses Satzes scheint ebenfalls zu gelten: So wie die Alltagsvokabeln ihre Eignung zur Moralkommunikation verlieren, wenn sie in die soziologische Terminologie eingehen, so verlieren umgekehrt die soziologischen Kunstwörter ihre Distanz zur Moral, wenn sie auch im Alltag benutzt werden.

Ein gutes Beispiel dafür ist das (inzwischen schon veralltäglichte) Kunstwort »Sozialisation«. In der Soziologie



unterscheidet man zwischen Sozialisation und Erziehung (als intentional angestrebter Sozialisation). In der Alltagssprache heutiger Studenten wird von Sozialisation so geredet, als würde das Wort einen moralisch minderwertigen Zustand bezeichnen, der abzulehnen sei. Dass einer sozialisiert sei, zum Beispiel für Geschlechterrollen, heißt dann so viel wie, dass er der Fremdbestimmung durch eine Gesellschaft unterliege, die ihrerseits abzulehnen sei. Dieser Sprachgebrauch wird nicht nur durch den ausgeprägten Individualismus der modernen Gesellschaft unterstützt. Er ist auch für Protestbewegungen attraktiv, die die Gesellschaft oder ihre Auswirkungen mit Vorliebe unter Begriffe bringen, von denen sie sich selbst ausnehmen können. Als Gegenbegriff zu ›Sozialisation‹ kommt dann nur das eigene Dagegensein in Betracht. Man ist demnach entweder sozialisiert oder protestbereit. Die soziologische Trivialität, dass man auch für den Protest selbst sozialisiert worden ist, wird unterschlagen.

Ein unbemerkter Austausch von Gegenbegriffen, so wie ihn die Ideengeschichte der frühen Neuzeit vor Augen führt, wird durch den Prozess der Verwissenschaftlichung zunächst einmal erschwert. In dem Maße, in dem eine Sprache durch Wissenschaft diszipliniert wird, klärt sich auch die andere Seite der jeweils benutzten Unterscheidung, und die Substitution neuer Gegenbegriffe kann dann nicht mehr auf Schleichwegen vollzogen werden, sondern muss explizit als Vorschlag einer neuartigen Unterscheidung eingeführt werden. Dank ihrer eigenen Begrifflichkeit ist die Wissenschaft in der Lage, Unterscheidungen zu unterscheiden. Sie kann daher eine neue Unterscheidung auch dann als solche bezeichnen, wenn die Neuerung nur im Gegenbegriff liegt, den Begriff selbst also scheinbar intakt lässt: Wer es vorzieht, das System von der Lebenswelt zu unterscheiden statt von der Umwelt, der folgt nicht Luhmann, sondern Habermas – und damit einer ganz anderen Theorie.

Diese doppelte Transparenz von Begriff und Gegenbegriff ist aber nur innerhalb der wissenschaftlichen Kommunikation zu erwarten. Dringen deren Begriffe in die Alltagssprache ein, dann ändert sich der Gegenbegriff, ohne dass es bemerkt würde, und nicht selten wird der neue Gegenbegriff so gewählt, dass dabei eine Moralisierung beider Vokabeln herauskommt.

**III.** Moralisierte Vokabeln lassen erkennen, dass derjenige, der sie verwendet, nicht einfach eine fehlbare Meinung von sich gibt, sondern Fragen der Selbstachtung

und Fremdscham berührt sieht – und dass daher auch abweichende Meinungen nur um den Preis von Achtungsentzug kommunizierbar wären. So kommt ein diffuser Druck in Richtung auf Annahme der Kommunikation zustande. Vor allem in der Interaktion unter Anwesenden (vulgo: in den Gesprächen) fungiert die moralisierte Vokabel als Knebel. Dieser Erstickungseffekt lässt sich potenzieren, wenn man nicht nur einzelne Wörter, sondern ein komplettes Wortfeld mit moralisch positiven oder negativen Bewertungen auflädt. Ich möchte vorschlagen, den Begriff des Jargons für genau diesen Sachverhalt zu reservieren. Ein Jargon – das wäre dann ein moralisiertes Vokabular. Dieser Begriffsvorschlag wird unterstützt durch die wohl berühmteste Analyse eines Jargons, über die wir verfügen, denn schon der ›Jargon der Eigentlichkeit‹ war ein moralisiertes Vokabular, und zwar gerade nach derjenigen Beschreibung, die Adorno für angebracht hielt: Die elitäre Weltsicht einer Gruppe von selbst ernannten Geistesaristokraten werde – so Adorno – als Inbegriff vollwertigen Menschentums unterschoben, und in der Interaktion unter Anwesenden beanspruche sie so etwas wie ein Monopol auf Achtbarkeit. ›Einsatz‹ und ›Wagnis‹, ›Tiefe‹ und ›Auftrag‹ – diese und ähnliche Vokabeln sollten Bedingungen für Achtungserwerb indizieren, ohne sie offen zum Thema zu machen. Zugleich wurden Bedingungen für Achtungsentzug definiert: Übereinstimmung mit dem Geschmack der so genannten Masse, mit dem kruden Materialismus, dem diese zuneige, oder mit der Oberflächlichkeit als dem unheilbaren Makel ihrer Lebensform.

Moralisierte Vokabulare haben immer auch Bestandteile, mit denen das moralische Engagement des jeweiligen Sprechers als solches noch einmal bezeichnet werden kann – und auch hier wieder: so bezeichnet werden kann, dass man nicht eigens dazusagen muss, dass es um Fragen der Selbstachtung und Fremdscham geht. Im Jargon der Eigentlichkeit war es nach der Einsicht von Adorno vor allem das Wort von der ›Aussage‹, das diese Funktion erfüllte. Wurden Beiträge zum Gespräch, eigene oder fremde, als Aussage bezeichnet, möglicherweise noch mit Verstärkern wie ›existenziell‹ oder ›echt‹, dann sollte damit nicht der sachliche Gehalt der Information bezeichnet werden, so wie es von der philosophischen Tradition des Wortes her nahe läge. Gemeint war vielmehr die moralische Einheit von Mitteilung und Mitteilendem.

Ganz ähnlich konnte man in den Jahren während und

# RSTUYWX?

nach der Studentenbewegung einen zweiten Jargon ausmachen, in dem dann unter anderem auch, aber keineswegs nur, soziologische Fachtermini mit moralischen Obertönen gebraucht wurden. Negativ moralisiert waren: Manipulation, Repression, Kapitalismus, ferner etwa: System, systemkonform, systemisch. Die positiven Entsprechungen waren: Emanzipation, Partizipation, Legitimation, ferner ›Demokratie‹ in einem Sinne, der sich nicht auf die real existierende Wahldemokratie oder gar auf ihre Abwesenheit in den sozialistisch regierten Ländern bezog, sondern weit und vage darüber hinausgriff. Zur Selbstbezeichnung der moralischen Kommunikation wurde in diesem Jargon das Wort ›politisch‹ verwendet, und noch heute sind die Veteranen dieser Bewegung an diesem eigenwilligen Sprachgebrauch zu erkennen: Wenn sie sagen, dass sie dieses oder jenes politisch meinen, dann ist damit gesagt, dass sie es ernst meinen und dass jeder Widerspruch auf eine Kränkung der Person hinausliefe.

Während eine Terminologie theoretische Konsistenz anstrebt, strebt ein Jargon moralische Konsistenz an, und theoretische Inkonsistenzen werden dabei in Kauf genommen. Die Forderung nach Partizipation (an Herrschaft) passt theoretisch nicht gut zur Forderung nach Emanzipation (von Herrschaft), aber moralisch kommt es darauf nicht an. Im Gegenteil: Gerade der Verzicht auf theoretische Konsistenz kann Achtungsgewinne eintragen. Überhaupt ist beim Übergang von der Terminologie zum Jargon ein Auswechseln von sachlich gemeinten zu sozialen Unterscheidungen zu beobachten. Es geht dann mehr um die Symbolisierung von Gruppenzugehörigkeit, wenn nicht ganz unmittelbar um die Unterscheidung zwischen Freunden und Feinden.

In der üblichen Kritik wird zwischen Terminologie und Jargon nicht unterschieden. Auch die ältere Kontroverse zwischen Helmut Schelsky und Jürgen Habermas war an diesem Punkte zu ungenau. Das schwächt aber den Widerstand gegen den Jargon, denn während wir auf wissenschaftliche Terminologien nicht verzichten können, ist der Einsatz von Moral zur Verhinderung von Widerspruch und Kritik eine durchaus entbehrliche Angelegenheit.

#### Literatur:

- Adorno, T.W.: Jargon der Eigentlichkeit: Zur deutschen Ideologie, Frankfurt/M. 1964  
 Boudon, R. und Bourricaud, F.: Soziologische Stichworte, Opladen 1992  
 Habermas, J.: Wissenschaftssprache, Bildungssprache, Umgangssprache, in: ders.: Die Moderne – ein unvollendetes Projekt, Leipzig 1990  
 Holmes, S.: Differenzierung und Arbeitsteilung im Denken des Liberalismus, in: Luhmann, N. (Hrsg.): Soziale Differenzierung: Zur Geschichte einer Idee, Opladen 1985  
 Schelsky, H.: Die Arbeit tun die anderen, Opladen 1972